Der Ryfflihof mit dem Savoy-Hotel und die Modernisierung der Neuengasse in Bern

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 20

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-641025

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nur zweimal während der ganzen Fahrt sah es aus, wie wenn es in Aegypten Wolken gäbe. Einmal, als für kurze Zeit ein Sandsturm tobte und mit dichten Staubwolken die Sonne verfinsterte. Ein andermal — und da waren wir tatsächlich wie aus den Wolken gefallen — als ein als Gast auf unserm Dampfer mitfahrender Amerikaner die mit dem weißen Kreuz im roten Feld stolz vom Schiffsbord wehende Flagge zugunsten des Sternenbanners herunter holen wollte. Es kam selbstverständlich nicht zum Streichen unserer Flagge. Sie blieb gehißt und flatterte neben der Halbmondflagge Aegyptens fröhlich weiter.

Bruder Jonathan wird ihr deswegen kein schlechtes Andenken bewahrt haben.

Bald lassen wir, mit schönem Rückblick auf die tief im Wasser stehenden Tempelruinen von Philae und die Felsen der Kataraktenінsel Bige, den Umschlageplatz von Shellal hinter uns. Je weiter wir stromaufwärts kommen, desto wasserreicher und seeartiger wird der Nil, ganz im Gegensatz zu unsern Flüssen, die durch Aufnahme von andern Gewässern größer werden, je mehr sie sich dem Meer nähern. In Aegypten ergießt sich keine Quelle, kein Bächlein in den Nil, weßhalb er wegen der sich zwischen den glühend heißen Wüsten stark geltend machenden Verdunstung und infolge von Wasserentnahme weiter unten immer mehr abnimmt. (Fortsetzung folgt.)

Ein Brief ins Blaue.

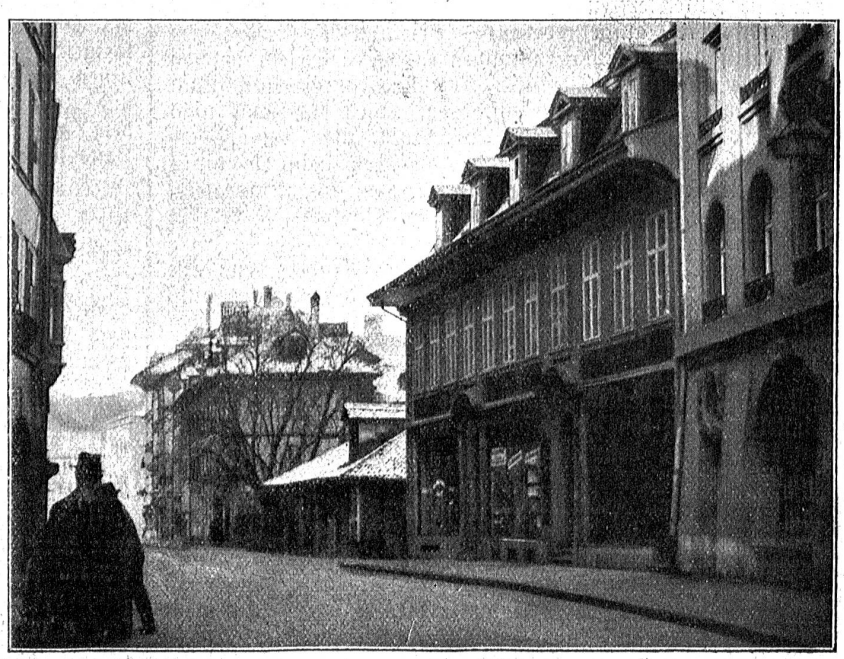
Von Wilhelmine Baltinester.

Dorothea Engler saß in der kleinen Stadt, Jahr für Jahr. Sie hatte Arbeit, und sie konnte davon leben, und es waren Sonntage da, müde, leere, ohne Freunde und ohne Freude. Jeder Tag war wie der andere, und keiner war sonderlich frisch und schön. Man konnte nicht sagen, daß Dorothea Engler häßlich war. Aber sie fand doch nicht „den Richtigen". Oder er sie nicht, was eigentlich ganz dasselbe und immer traurig ist. — Eines Abends, das Herz brennend vor Leere, setzte sich diese Frau, die in ihrem Leben nichts Seltsames, nichts Besonderes gewagt oder getan hatte, vor einen Briefbogen und schrieb einen Brief, den echtesten und besten, den sie in den dreißig Jahren ihres Daseins geschrieben, gefühlt und erdacht hatte. Sie nahm jedes Wort aus ihrem Herzen. Der Brief sprach von ihrem Leben, von ihrem Alleinsein, von ihrer Sehnsucht, und ein ganz kleines Schimmern von Hoffnung war darin. Hoffnung ist der Luxus der Armen. Sie hatte nie besonders schön oder fließend geschrieben. Heute war jedes Wort am rechten Platze, sie schrieb in traumhafter Verzückung, und sie schrieb gut. — Dann war der Brief zu Ende, der letzte Punkt gesetzt. Es blieb nichts zu tun, als die Adresse zu schreiben. An wen? Das war das Schmerzliche. Wem sollte eine Frau aus ihrer wehen Einsamkeit diesen Brief senden? Dorothea saß eine Weile und grübelte in das Licht ihrer Lampe hinein. Sie kannte keine einzige Stadt, außer ihrer Vaterstadt, aus der sie nie herausgekommen war. Aber ihr war irgendein Berliner Straßenname im Gedächtnis, ein hübscher, klingender, angenehmer. Sie schrieb einen Familiennamen, den viele Leute haben: „Herrn Müller", und dann: „Berlin" und den hübschen Straßennamen und die Hausnummer drei, weil Nummer drei eine gute Nummer, eine Glücksnummer ist. Noch am selben Abend ging sie aus und warf den Brief in den Postkasten. Eine Weile lang blieb sie neben dem Postkasten, der so viele Schicksale schluckt, auf der dunklen Straße stehen, blickte zum Nachthimmel auf, atmete tief auf und ging ins Haus zurück, die Treppe hinauf zu ihrer Einsamkeit. — Der Brief kam nicht zurück, obwohl sie den Absender vermerkt hatte. Ein Brief kann in Verlust geraten, kann ein Schicksal verändern, kann ein Menschenleben aufbauen oder niederreißen. Eines Tages, als sie aus dem Bureau kam, lag etwas Weißes, Schimmerndes im Türbriefkasten, der jahrelang leer gewesen war. Das Schloß war rostig, und sie hatte Mühe, es aufzubringen. Mit zitternden Händen nahm sie den Brief heraus. Absender: Peter Müller, Berlin, ...straße 3. Da war er! Noch hielt sie ihn zweifelnd in der Hand. Ein guter Brief? Eine scherzhafte, verletzende Antwort vielleicht? Etwa so: „Ich bin verheiratet und bedaure aufrichtig, für Ihr Herz keine Verwendung zu haben." — Sie schämte sich ihres Briefes. Was man in einer wehen, dunkeln Stunde schreibt, kann man, nüchtern geworden, nicht immer verantworten. Langsam öffnete sie den Brief. Warme, gute Worte kamen vor ihre Augen. Ein Mensch, einsam wie sie selbst. Ein Mensch, der die Hand, die sich ihm aus der großen Welt entgegenstreckte, dankbar nahm. Am Sonntag wollte er kommen. Wie ein Gebetbuch hielt Dorothea Engler den Brief, der ihrer großen Einsamkeit ein Ende machte. — Er brachte Glück, der Brief ins Blaue. Dorothea Engler und Peter Müller haben den Brief ins Blaue und die Antwort darauf nie bereut.

Der Ryfflihof mit dem Savoy-Hotel und die Modernisierung der Neuengasse in Bern.*)

So ganz neu und jung, wie der Name vermuten ließe, ist die Neuengasse auch nicht mehr, aber zu den eigentlichen historischen Gassen des alten Berns gehört sie doch auch nicht. Ihren heutigen Namen hat sie vielleicht zum Andenken an das ganze Quartier, in dem sie sich befindet, erhalten. Im alten Bern hieß nämlich der Stadtteil zwischen Käfig- und Christoffelturm die „Neue Neuenstadt" oder auch die „ußre neuenstat". Die heutige Neuengasse aber hieß zu jener Zeit die „Bubengasse" und war unbedingt nur ein bedeutungsloses Seitengäßchen. Da aber dieser

*) Die historischen Daten stammen aus Ed. von Rodt's Bernischer Stadtgeschichte.



Ansicht der Neuengasse mit den Feuerwehrmagazinen usw., an deren Stelle nun der Ryfflihof steht.



Die modernisierte Neuengasse. Perspektive des Rytflihofes mit dem Savoy-Hotel.

Stadtteil schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts befestigt wurde, — mit dem Bau des Christoffelturmes wurde 1346 begonnen und nach Justinger „griff man das Werk so rastlos an, daz die ringmure in anderthalben Jar gemacht war", — so hat die Neuengasse ihre „bubengaßliche" Vergangenheit mitgerechnet, immerhin auch schon ein ganz respektables Alter. Nördlich der Bubengasse lagen damals noch die Golattenmatt-, die Schenkenbrunnen- und die Hinterste Gasse, die der heutigen Aarberger-, Speicher- und Waisenhausgasse entsprechen.

Wenn auch wohl heute kein Haus der alten Bubengasse mehr vorhanden ist, so gibt und gab es bis vor kurzem in der Neuengasse noch so ziemlich alte Häuser, meist aber haben sie schon moderneren Bauten Platz gemacht, teilweise sogar ganz modernen. So wurde 1913 das Bürgerhaus allen Ansprüchen der Moderne entsprechend gebaut und vor einigen Jahren wurde der „Wilde Mann" so gründlich modernisiert, daß vom alten Bau eigentlich nichts mehr übrig blieb. Derzeit ist die Reihe der Neugeburt an dem Häuserkomplex, der das alte Feuerwehrmagazin, das Gebäude der Säuglingsfürsorge, das Gewerbegericht und die Genossenschaftsdruckerei durch lange Jahre beherbergt hatte.

Auf der östlichen Seite dieses der Spitzhacke verfallenen Häuserblockes stieg als Phönix aus der Asche bereits als erste Etappe des projektierten Häuserkomplexes „Rytflihof" das „Savoy-Hotel" aus dem Trümmerhaufen. Das Gebäude wurde nach den Plänen der Architekturfirma Widmer erstellt, die Innendekoration besorgte Architekt Gloor aus der gleichen Firma. Das Hotel-Garni selbst benötigt für seine Zwecke nur die oberen Etagen, im Parterre sind hochmoderne Geschäftsräume unter anderen auch die der Herrenkonfektionsfirma „Excelsior A.-G." — untergebracht. Das Hotel selbst wurde am 14. ds. mit einer Besichtigung durch geladene Gäste eröffnet. Es birgt 70 Betten, alle Zimmer, gleich ob in der 2., 3. oder 4. Etage, sind, was den Komfort anbelangt, ganz gleichförmig eingerichtet. In allen herrscht der gleiche vornehme Stil, überall ist fließendes Wasser, Telephon, und für alle stehen ganz vorbildlich eingerichtete Badezimmer und sonstige sanitäre Anlagen zur Verfügung. Der einzige in die Augen fallende Unterschied ist in den Farbentönen zu finden, in welchen sowohl Tapeten, wie auch das sonstige Mobiliar der Zimmer, sehr fein abgestimmt, gehalten sind. Die Kästen sind alle eingebaut und alles ist so wohnlich und heimelig, daß man vergißt, in einer „Fremdenherberge" und nicht daheim zu sein. Zum Ganzen kommt noch eine sehr geschmackvoll eingerichtete Halle und ein niedlicher Frühstücksraum. Kurz, nicht nur der Pächter, Herr J. Jenny-Reinhard, sondern die ganze Stadt Bern kann auf dieses Hotel stolz sein. eo.

Die drei Schmiede ihres Schicksals.

Erzählung von Adalbert Stifter.

(Schluß.)

Erwin ging in sein Zimmer, dann ging er in den Garten, dann besah er die Kirche des Schlosses, die schon prachtvoll dekoriert war, dann ging er wieder in sein Zimmer — und dann wieder durch die Gänge — eine unbestimmte Wut kochte in ihm. Man hatte, durch die feine Sitte höherer Stände geleitet und aus Hochachtung vor dem Wirte des Hauses, nicht mit dem leisesten Worte, nicht mit der mindesten beziehenden Miene mehr an die beim Frühstück erzählte Geschichte erinnert, aber dafür wehte durch das ganze Schloß jenes feine, unfühlbare, ungreifbare Gift schnöder Meinung, das sich in naturrohe Herzen, wie Erwins, fürchterlicher einfrißt, als Schwerter und Kanonen. Es wisperte hier — es fisperte dort — und nirgends war etwas. Und alle hatten sie lächelnde Gesichter, und alle waren sie ausnehmend höflich — und als gegen Mittag, da eben die größte Hitze über dem Schlosse stand, ein unsäglich freundlicher Herr die Mitteltreppe hinanstieg und, im ganzen Gesichte über und über glänzend, Erwin grüßte, so packte ihn dieser beim Kragen und schleuderte ihn die einigen Stufen abwärts, die er gekommen, daß ihm Hut und Stab entflogen — und da Erwin dies getan, so war ihm unendlich leichter, und er war zum ersten Male in diesem Schlosse von Grund aus mit sich zufrieden. Der Herr hatte unten Hut und Stock aufgerafft und nur noch gesagt: „Wir werden uns sehen, Herr Baron, wir werden uns sehen", und dann war er verschwunden.

Erwin blieb auf der Treppe stehen. Von Rosalien wußte er gar nichts. Er suchte sie nicht und fragen durfte er nicht. Hätte er aber gewußt, was sich kurz vorher mit ihr zugetragen und die Heiterkeit des Schlosses nicht wenig vermehrt hatte, er würde sich über seine Tat, sei's nun an einem Schuldigen oder Unschuldigen, noch weit mehr erfreut haben, als er ohnehin tat. Man hatte nämlich Rosalien im Garten im dichten Gebüsche ihrem Vater an der Brust liegen gesehen, worauf der Ritter mit donnernder Stimme nach seinen Leuten und Pferden rief und zu satteln befahl; denn er wolle augenblicklich mit seiner Tochter nach Hause reiten. Dieses Aufsehen drückte der ganzen Geschichte erst die Krone auf.

Erwin stand noch auf der Treppe, als schon drei Herren zu ihm kamen und ihm eine Einladung auf Degen brachten, augenblicklich zu vollziehen auf dem Fasanenplatze hinter dem Fichtengehege des Parkes.

„Ich komme schon", rief er mit leuchtenden Augen, „laßt nur Schwerter hinbringen, denn ich habe keines — ich kämpfe mit dir auch und mit dir auch, und sagt nur dem Affen, das ist mir eben recht."

Die andern verbeugten sich ruhig und bedauerten den Menschen, der sich so bloßgebe. Erwin aber begab sich sogleich auf den Weg zu dem Fasanenplatze, der ihm heute morgens bekannt geworden war. Seine Wanderung führte ihn an dem blauen Gartenpavillon vorüber, wo noch die